

KATE
FENTON

Stolz und
Stachel-
beeren



Weltbild

Die zwei begehrtesten Junggesellen von Maltbury, einem verschlafenen Nest in Yorkshire, machen ganz eigene Erfahrungen mit dem Filmteam, das »Stolz und Vorurteil« bei ihnen dreht: Eine ebenso arrogante wie attraktive Regisseurin und eine bildschöne Schauspielerin scheinen die Leben unserer beiden Helden partout auf den Kopf stellen zu wollen. Und plötzlich ist alles wie in Jane Austens Roman, nur mit merkwürdig vertauschten Rollen...

Spannend, geistreich und sexy – ein wunderbarer und sehr englischer Liebesroman.

Kate Fenton

Stolz und Stachelbeeren

Roman

Aus dem Englischen von Sonja Hauser

Weltbild

Die Autorin

Kate Fenton ist eine britische Autorin. Sie wuchs in Cheshire auf und studierte Philosophie, Politik und Wirtschaftswissenschaft in Oxford. Als Produzentin für Reportagen und Dokumentationen war sie einige Zeit für BBC Radio tätig. Heute lebt sie mit ihrem Mann, Ed Selby, in den North York Moors bei Whitby. Als Autorin schreibt sie sowohl für den Hörfunk als auch eigene Romane.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Lions and Liquorice.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1995 by Kate Fenton

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1998 by Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH
& Co. KG, München

Übersetzung: Sonja Hauser

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-376-1

Mit Liebe, für Sallie, Keith, Sam und mein kleines Patenkind

Prolog

»Märchen?«, empörte sich Nicholas Llewellyn Bevan in den Telefonhörer. »Du wirst doch nicht im Ernst behaupten wollen, dass das, was ich schreibe ...«

»Die Wunschträume ewiger Schuljungen sind?«, führte seine Exfrau den Satz für ihn zu Ende.

»Erspar mir die Girlie-Agitprop!«

»Riesenschwanz, Riesenknarre, Bodybuilder-Brustkasten?«

»Hast du denn schon mal eins von meinen Büchern gelesen?«

»Ich hab das ganz generell gemeint.« Aus dem Hörer drang ihm ein Gähnen entgegen. »Oder heißt es generisch? Schließlich: Thriller ist ein Thriller ist ein ...«

»Du redest ja auch nur«, fauchte er, kippelte mit seinem Stuhl zurück und zerrte ein Buch aus dem Regal über seinem Kopf, »mit – mit einem der geistreichsten und elegantesten neueren Vertreter des Genres ... Das steht auf dem Schutzumschlag, weißt du? Hat der Rezensent vom ›Times Literary Supplement‹ geschrieben.«

»Die Murdoch-Presse lese ich genauso wenig.«

»Er spielt ... das ist übrigens der ›Guardian‹ ... gekonnt und subtil wie ein Virtuose mit den geheimsten Ängsten seiner Leser.«

»Und damit verdient er weniger als der Straßenfiedler vor der U-Bahn-Station von Brixton.«

Er starrte das Telefon wütend an. »Rufst du aus einem bestimmten Grund an, Caro? Oder wolltest du mich einfach nur beschimpfen?«

»Tja, irgendjemand muss dich mal mit der grässlichen Realität deiner wirtschaftlichen Situation konfrontieren, mein Freund, sonst ...«

Nicholas Llewellyn Bevan knallte den Telefonhörer mit solcher Wucht auf die Gabel, dass er wieder heruntersprang. Der Bildschirm seines Computers blinkte, die Bürogeranie hüstelte ein paar pinkfarbene Blütenblätter über seine Hand, aber Carolines Stimme sirrte noch immer vor sich hin.

»... ich sage ja nicht, dass Geld alles ist, aber ...« Sie schwieg. »Bist du noch dran?«

Er nahm den Hörer wieder in die Hand. »Nein, ich meine,

möglicherweise, aber ich höre nicht zu.«

»Hast du das denn jemals getan? Und knirsch nicht so mit den Zähnen. Vom National Health Service kriegst du so schnell keine neuen Kronen.«

»Was?« Doch sein Aufschrei verwandelte sich zögernd in ein Lachen.
»Caro, du Giftnatter, ich schwöre dir, wenn du zweihundert Meilen näher bei mir wärst, würde ich meine lang gehegten liberalen Skrupel glatt über Bord werfen und dich erwürgen.«

»Zu spät.« Ihr Antwortlachen klang fröhlich und gar nicht beleidigt.
»Du hast deine Chance auf die ›wahre Geschichte eines Ehefrauenwürgers‹ verspielt. Schade. Davon hättest du in unserer blutrünstigen Zeit wahrscheinlich eine Million verkauft. Schreibst du gerade an was?«

»Klar«, schoss er so schnell zurück, wie es gewöhnlich nur Autoren tun, denen es chronisch an einer guten Idee für ein Buch mangelt.

»Was, so schlimm?«, antwortete seine Exfrau ebenso schnell.

»Mir gehen momentan mehrere Ideen im Kopf herum.« Eigentlich verschwanden sie eher in dem Schrank unter der Geranie. Die Tür wölbte sich unter dem Druck vergilbender Manuskripte bereits nach außen, alles Geschichten, die so schnell wie Sojabohnenkeime gesprossen, aber immer bereits nach etwa einem Dutzend arbeitsintensiver und schweißtreibender Kapitel wieder eingegangen waren. Und bei seinem Morgenkaffee hatte Nicholas Llewellyn Bevan sich tatsächlich dabei ertappt, wie er sich fragte, was Gott nach seinem jahrelangen Schweigen wohl davon hielte, wenn dieser Tintensünder ihn um redaktionelle Führung anrufen würde.

Und wie aufs Stichwort hatte daraufhin das Telefon geklingelt. Doch nicht der Allmächtige war dran gewesen, sondern Caroline. Die jetzt gerade seufzte. »Und dabei bist du früher so ein guter Journalist gewesen.«

»Bitte bleib lieber bei den Beschimpfungen, ja? Die sind weniger verletzend als deine sogenannten Komplimente.«

»Kommst du zurecht? Ich meine finanziell.«

Er schob ganz mechanisch ein Bündel Rechnungen aus seinem Blickfeld. »Ja. Jedenfalls ... jedenfalls kommt das neue Buch bald raus

und George setzt große Hoffnungen in den Roman. Er meint, das könnte der Durchbruch werden.«

Carolines Stimme klang jetzt schärfer. »Hat er schon jemanden vom Fernsehen heiß drauf gemacht? Oder vom Film? Heutzutage kommst du nur in die Bestsellerlisten, wenn deine Sachen verfilmt werden.«

»Gib dem Mann doch eine Chance. Das Ding ist noch nicht einmal veröffentlicht...«

»Ja, ja, ich weiß schon.«

»Außerdem hat er die Werbemaschine gerade erst angeworfen.« Die geradezu überwältigende Resonanz bestand bis jetzt darin, dass der örtliche Radiosender ihn zu einem Feature eingeladen hatte, das am Donnerstagabend um neun stattfinden sollte – eine Sendezeit, in der sie sich glücklich schätzen konnten, wenn sie in ganz North Yorkshire eine zweistellige Zuhörerzahl erreichten. »Ich bin nächste Woche in einer Kultursendung im BBC«, verkündete er nicht ganz wahrheitsgetreu. Er suchte in seinem Eingangskorb herum und fuhr, bevor Caroline irgendwelche diesbezüglichen Fragen stellen konnte, fort: »Zusammen mit Lavinia Stacey. Der Bestsellerautorin ...« Er zuckte zusammen.

Schon das Wort »Bestsellerautorin« fühlte sich im Mund des »interessanten Newcomers« Nicholas Llewellyn Bevan an wie Silberpapier auf einer Amalgamfüllung. »Die Bestsellerautorin von ...«

»Ich kenne Lavinia Stacey, du Trottel. Macht sie Werbung für ihre neueste Schmonzette?«

»Nein. Das Buch heißt ›Liebesworte‹.« Er zog die geprägten Goldbuchstaben des Titels voller Neid mit dem Finger nach und las vor: »Ein praktischer Leitfaden für das Verfassen romantischer Romane. Anscheinend möchte sie das Geheimnis ihres Erfolges mit aufstrebenden Autoren teilen. Der Redakteur hat mir ein Exemplar geschickt.«

Aus dem Hörer drang rüdes Kichern. »Na, suchst du nach ein paar Tipps?«

»Nun hör aber auf«, sagte Nicholas Llewellyn (der elegante Meister der Spannung) Bevan überheblich: »Jeder x-beliebige Schreiberling könnte solchen Schrott zusammenstöpseln wie sie.«

»Nun, wenn man bedenkt, wie viel Geld sich damit verdienen lässt«, erwiderte seine Exfrau schroff, »wundert es mich bloß, dass niemand es

macht.«

Episode 1

Aus ›Liebesworte‹ von Lavinia Stacey:

Man kann gar nicht oft genug darauf hinweisen, dass Jane Austen mit ihrem Werk ›Stolz und Vorurteil‹ ein zeitloses Vorbild für den perfekten romantischen Roman schuf. Die Heldin Lizzy ist keine ausgesprochene Schönheit (ihre Schwester Jane ist die Schöne in der Bennet-Familie), dafür aber lebhaft, geistreich und absolut liebenswert. Mr. Darcy ist nicht nur groß, dunkel und attraktiv, sondern hat auch alle anderen Eigenschaften eines Helden: Er ist stark, klug und bleibt seinen Prinzipien treu. Da er älter ist als Lizzie, kennt er sich natürlich auch besser in der Welt aus, ist reich und in der Gesellschaft angesehen. Dass sein Stolz ihn ein wenig herablassend erscheinen lässt, verstärkt seine fatale Anziehungskraft nur noch. Entfernt man sich von Miss Austens Rezeptvorschlag, so tut man das auf eigene Gefahr ...

Randnotiz von N. L. B.: Quatsch

Die Leute – oder doch zumindest gewisse Hochglanzmagazine – sind sich darüber einig, dass einer ledigen Schauspielerin mit Reichtum, Ruhm und mehr Arbeit, als sie schaffen kann, irgendetwas fehlen muss. Sonst wäre das Leben doch nicht fair, oder? Und wenn besagte Schauspielerin neunundzwanzig ist, erscheint es nicht völlig abwegig anzunehmen, dass, was ihr fehlt, ein Ehemann ist. Vielleicht sogar Kinder. Es wäre nett, sich vorzustellen, dass sie sich insgeheim nach der schlichten Häuslichkeit sehnt, mit der wir Leser solcher Hochglanzmagazine tagtäglich konfrontiert sind.

Nun, und etwas ziemlich Ähnliches gestand die gefeierte schöne Miss Candia Bingham. »Ich sehne mich danach, Mutter zu werden«, erklärte sie unserem Korrespondenten. Sie saß in Kaschmirleggings auf einem eleganten Wildledersofa in ihrer Luxuswohnung mit Blick auf die Themse in Londons schickem Stadtteil Chelsea. »Ich möchte eine Familie gründen, Brot backen, Vorhänge nähen und all so was. Ich liebe Kinder über alles. Aber der Richtige ist mir leider noch nicht begegnet.«

Mr. Bernard Nuttall las diesen Artikel in der ruhigen Stunde vor Mittag in seiner dunkelbraunen Polyesterhose an der Saloon Bar seines Lokals mit dem Namen Red Lion, mit Blick auf den Gemeindeanger von North Yorkshires pittoreskem, aber ansonsten nicht ausgesprochen schickem Ort Maltstone. Er hätte nichts dagegen, der kurvenreichen Miss Bingham bei der Verwirklichung ihres Kinderwunsches behilflich zu sein. Wenn er nur zwanzig Jahre jünger wäre. Er blies den Schaum von seinem morgendlichen Gläschen Bier und nahm einen großen Schluck, bevor er den Finger wieder auf die Zeitung legte.

Die Zeitschrift, der Candia Bingham exklusiv nicht nur ihren Herzenswunsch, sondern auch den Inhalt ihres Kleiderschranks präsentierte, war nicht gerade Bernards Lieblingsblatt. Vielmehr hatte Mavis vom Postamt sie ihm in die Hand gedrückt. Mit selbstgefällig geschürzten Lippen hatte sie Bernard erklärt, er solle Seite sieben lesen, wenn er kein Dummkopf sei. Diese Besserwisserin mischte sich immer in alles ein.

Bernard kämpfte sich durch Seite sieben – und dann auch noch

durch acht und neun –, obwohl Ms. Bingham's umfangreiche Karriere und Garderobe ihn schon bald zu langweilen begannen. Endlich jedoch stieß er auf eine Goldader.

»Sarah«, brüllte er und hievte sich von der Theke hoch. »Sarah, wo steckst du denn? Beweg deinen Arsch hier rein, du blöde Kuh.«

Es dauerte ein paar Minuten, bis Mrs. Nuttall seiner Bitte nachkam und im Durchgang zur Küche erschien. Sie war das genaue Gegenteil ihres Mannes, nämlich dünn und sehnig, und hatte die roten Hände einer Frau, die sich dreißig Jahre lang in den unterirdischen Grotten der Gastronomie abgerackert hat. Doch selbst mit der Kochhose und dem ergrauten Haar, das von einem Gummibändchen zusammengehalten wurde, war sie hübsch. Die Wangenknochen besaßen einen eleganten Schwung und sie hatte kluge, haselnussbraune Augen. Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab, während sie sich in der Bar umsah. Als sie den Aschenbecher voller Kippen gleich neben Bernards Ellbogen entdeckte, runzelte sie die Stirn.

»Fertig mit dem Frühstück?«, fragte sie und nahm den Aschenbecher weg.

»Schau dir das an.« Bernard fuchtelte mit der Zeitschrift vor ihrer Nase herum. »Da steht's. Das sind wir.«

»Du würdest mir die Lektüre erleichtern, wenn du die Zeitschrift hinlegst. Außerdem hab ich meine Brille nicht auf.«

»Ich erzähl's dir. Mein Gott, ich wär fast vom Stuhl gefallen. Diese kleine Bingham – du weißt schon, die war in der Sendung, verdammt, der Name liegt mir auf der Zunge, du warst ganz scharf drauf. Waren lauter eitle Pfauen und tuntige Jungs dabei ...« Bernard ließ die Zeitschrift auf die Theke fallen. »Ach, ist ja egal. Jedenfalls macht sie gerade 'ne neue Serie fürs Fernsehen. Und rat mal, wo die gedreht wird?«

»Das ist doch die Verfilmung von ›Stolz und Vorurteil, oder?«, fragte seine Frau.

Bernard sah sie mit großen blauen Augen an. »Das weißt du?«

»Gestern beim Metzger haben sie sich drüber unterhalten. Llew hat gesagt, er hofft, dass es kein Reinfall wird, weil's nicht die BBC ist, sondern irgend so eine unabhängige Gesellschaft.«

»Ach. Schön, dass ich auch schon davon erfahre.«

Sarah Nuttall tätschelte die feiste Schulter ihres Ehemannes. »Nach allem, was ich gehört habe, können die jeden Tag unten in Haygate auftauchen. Die Antennen und Kabel und das ganze Zeug kommen morgen. Jetzt sind sie gerade am oberen Ende vom Tal und stellen den Garten von den Pilkingtons mit ihren Kameras auf den Kopf. Na ja, dafür kriegt der alte Colonel Pilkington auch ein hübsches Sümmchen. Wird behauptet. Sicher weiß ich allerdings, dass die oben in The Hall wohnen. Die haben alle Räume angemietet und Dorothy ist im siebten Himmel. Kein Wunder, so wie die Geschäfte bei ihr in letzter Zeit gelaufen sind.« Sie sagte das voller Mitgefühl.

»Warum hast du mir nichts davon erzählt?«, fragte ihr Mann.

»Was geht uns das alles an?«

»Was uns das angeht? Wir reden hier von einer Mega-Medien-Invasion in unserem Ort; das hier ist das einzige Pub, wo man was Vernünftiges zu futtern kriegt, und du fragst ...«

»Ich«, unterbrach Sarah ihn kühl, »koche keine Sachen zum Futtern. Ich führe ein Restaurant. Und du führst übrigens einen Pub, der in zehn Minuten aufmachen sollte.« Sie wischte den Aschenbecher aus und sah ihn nachdenklich an, nachdem sie ihn wieder auf den Tresen gestellt hatte. »Könnte ganz nett für Llew werden. Vielleicht sind ein paar interessante Leute genau das, was ihm fehlt.« Sie seufzte. »Aber man weiß ja nie.«

»Llewellyn Bevan? Was hat der denn damit zu tun?«

»Ich mag Llew«, sagte Sarah. »Und nicht nur, weil er zu meinen crêpes framboises nicht sagt, dass er lieber Zitrone auf seinen Pfannkuchen hätte. Anders als ein gewisser Jemand – ich will ja keine Namen nennen. Der arme Junge hat in letzter Zeit reichlich elend ausgesehen. Wahrscheinlich ist er einsam.«

»Kommt davon, dass er sich mit seiner Schreibmaschine einigelt«, sagte Bernard. »So was ist doch nicht normal, oder? Außerdem hätte er hier immer Gesellschaft, wenn er wollte.«

»Llew ist klug«, sagte Sarah, als erkläre das alles, und fügte mit einem wehmütigen Blick hinzu: »Und er bringt mich zum Lachen.«

»Aber er ist ein miserabler Schlagmann.« Bernard leerte sein Glas mit

einem geübten Zug und rülpste genüsslich. »Na ja, wenigstens den anderen wird das ein bisschen Dampf unterm Hintern machen. Die Maltstone Lions bereiten sich vor auf die Offensive gegen die Schauspielerinnen.« Er lachte kehlig. »Jo ho ho und die Hand auf den Schwanz.«

»Bernard!«

»Aber wir dürfen uns deswegen beim Valleys Cup nicht ablenken lassen.«

»Was du nicht sagst.«

Bernard wusch sein Glas aus und begann, es eifrig zu polieren.

»Das war schon immer so: Frauen und Cricket zusammen, das geht nicht gut. Das zehrt an der Manneskraft.«

»Tja, wenn man davon ausgeht, was die Jungs auf dem Spielfeld bringen, dann hat dein Team wahrscheinlich inzwischen das ›Kamasutra‹ durch«, sagte Sarah schnippisch.

»Überlass das Witzereißen mir, Herzchen«, erwiderte Bernard. »Unser Chris kann's wahrscheinlich schon gar nicht mehr erwarten. Wo steckt er überhaupt?«

»In der Schule, wo sonst? Die Ferien fangen erst am Freitag an.« Sarah nahm die Zeitschrift in die Hand. »Gott sei Dank.«

»Wo willst du hin?«

»Ich muss noch den Teig für zwei Dutzend Steak-and-Kidney-Pies machen und die Bestellung an die Molkerei durchgeben.«

»Ich möchte, dass du den Fernsehleuten ein paar von unseren Prospekten gibst«, sagte er.

»Wir haben keine Prospekte mehr«, erwiderte Sarah. »Ich hab dir letzte Woche gesagt, dass nur noch ein paar da sind, aber wahrscheinlich hast du vergessen, neue zu bestellen, oder?«

Und mit zuckersüßem Lächeln zog sie sich wieder in ihre Küche zurück.

Die Ausschusssitzung des Maltstone Lions Cricket Club wurde wie immer am letzten Donnerstag des Monats im Hinterzimmer des Pubs abgehalten, dessen Namen das Team trug. Angesichts der Spielergebnisse in letzter Zeit überraschte es nicht, dass die Mitglieder sich schon bald von den Belangen des Cricket ab- und dem Barraum des Red Lion zuwandten, wo sie sich angeregt über die spannenden Neuankömmlinge unterhielten.

Man munkelte, dass die Gauklertruppe bereits gesichtet worden sei, aber keiner der Anwesenden hatte sie mit eigenen Augen gesehen. Der Torwart allerdings hatte höchstpersönlich einen Konvoi von Fahrzeugen entdeckt, der am Morgen im Schneckentempo über die obere Straße gekrochen war. Unter den Gefährten hatte sich auch ein großer grauer Laster mit der Aufschrift »British Broadcasting Company« befunden.

Diese sensationelle Neuigkeit wurde allerdings von jemandem zunichte gemacht, der erklärte, die Leute seien nicht von der BBC.

»Eine unabhängige Gesellschaft, eine Koproduktion; die leihen sich bloß die Leute und die Geräte von der BBC«, sagte Llew. »Nehme ich mal an.«

Llewellyn Bevan – Autor, Cricketspieler und Stammgast des Pub – kauerte auf seinem Hocker in der Ecke der Bar wie ein Geier auf seinem Lieblingsfels. Sein ein wenig dunkler Teint hatte seinen Vater in seiner Kindheit veranlasst, etwas von italienischen Milchmännern zu murmeln. Worauf Mam geantwortet hatte, ihr kleiner Prinz mit dem pechschwarzen Haar (»und die Augen wie Sirup, mein Schätzchen«) sei von Kopf bis Fuß ein Junge aus dem Tal. Und bis heute schwang in seiner Stimme der Akzent seiner Vorfahren, der Kohlekumpels, mit. Genau genommen hatte sein Vater bei der Genossenschaft gearbeitet, aber Llew gehörte nicht zu den Menschen, die sich von schönen Tatsachen die poetische Tradition verderben lassen. Es lag auf der Hand, dass jemand, der in South Wales geboren und aufgewachsen war, mit ein paar Bergleuten verwandt sein musste, die zwischen den Wurzeln des Stammbaumes herumbuddelten.

Er war ein schlaksiger, adlernasiger Mann, der an diesem Abend mürrisch (das war ungewöhnlich) und unansehnlich (das war weniger ungewöhnlich) wirkte. Schließlich entfloh ein Mensch nicht der Hektik der Stadt und ging nach North Yorkshire, um dort dann in Krawatte und Nadelstreifen herumzulaufen, oder? Auch wenn die cricketspielenden Farmer, die sich um den Tresen versammelt hatten, alle Sporthemden mit schmucken Monogrammen trugen – Llew fand seinen formlosen, durchgewetzten Pullover der ländlichen Idylle genau angemessen.

Da er früher in der Stadt bei der Zeitung gewesen und immer noch so etwas wie ein Schriftsteller war (was genau er schrieb, konnte sich allerdings keiner in der Bar so richtig vorstellen), erwarteten seine Mannschaftskollegen offenbar, dass er sich mit Fernsehgesellschaften und ähnlich exotischen Dingen auskannte. Doch nach diesem kleinen Beweis seiner Bildung enttäuschte er sie. Nein, er kannte niemanden, der mit der Produktion zu tun hatte. Nein, tat ihm leid, aber er hatte keine Ahnung, ob irgendwelche berühmten Leute mitmachten – abgesehen von Candia Bingham natürlich, wenn man Bernie glauben konnte. Und nein, selbstverständlich wusste er nicht, ob die schon hier vor Ort war. Woher sollte er auch?

»Mein Gott, du bist auch zu nichts nutze«, sagte der junge Christopher Nuttall, zapfte ihm gekonnt ein Bier und knallte es vor ihm auf den Tresen. »Hey, ob die wohl Statisten brauchen?«

Die versammelten Cricketspieler brachen in ein Pfeifkonzert aus.

»Was ist denn daran so lustig?«, fragte Christopher mit rotem Kopf.

»Die machen kein Kinderprogramm«, ertönte eine Stimme von der anderen Seite des Tresens.

»Ich bin kein Kind mehr«, erwiderte Christopher. »Ich bin siebzehn und sehe aus wie einundzwanzig.«

Ja, dachte Llew, da hatte er wahrscheinlich sogar recht. Bernards und Sarahs Nesthäkchen war fast eins fünfundachtzig groß und geschmeidig und muskulös wie ein Panther. Das Haar hing ihm modisch dekadent über ein Auge und seine Stimme dröhnte tief wie ein Zug im Tunnel. Nur sein Gesicht, das beinahe mädchenhaft hübsch war, verriet seine Jugend. Er hatte die herrlichen Wangenknochen seiner Mutter geerbt

und (so behauptete jedenfalls sie) den erschreckenden Holzkopf seines Vaters.

»Nen Typ aus der Schule haben sie für Massenszenen in einer Episode von ›Country Doctor‹ genommen. Der kriegt sechzig Pfund am Tag dafür, ist das zu fassen?«

Llew runzelte die Stirn. »Sag's mir, falls mein seniles Gedächtnis mich im Stich lassen sollte, lieblicher Knabe, aber hast du mir nicht erklärt, dass dein überragendes Talent dich für eine Karriere als Journalist prädestiniert, als du dir in den letzten Ferien meinen Computer geschnappt hast?«

»Na und? Das hier ist das Fernsehen und Beziehungen sind alles in dem Geschäft.«

»Danke für den Hinweis.«

»Obwohl – das ist eine Idee«, fuhr Christopher fort, strich sich die Haare aus den Augen und beugte sich über den Tresen. »Vielleicht sollte ich versuchen, ein Interview mit dieser Candia Wie-heißt-sie-nochmal zu kriegen. Was meinst du, Llew?«

»Und worum soll's darin gehen?«

»Es soll ein Porträt werden. Nein, noch besser: Ich versuche, sie auf Band zu kriegen. Schließlich sind die Printmedien tot, oder?«

»Genauso wie die Grammatik?«, erkundigte sich Llew.

Natürlich schenkte Christopher diesem Einwand keine Beachtung.

»Du hast nicht zufällig einen ordentlichen Kassettenrecorder, oder? Ich soll in den Ferien mit meinem Medienprojekt anfangen und irgendwie würde mich das alte Dampfradio reizen. Das wäre ein Hit, so ein Filmstar, oder?«

»Medienprojekt«, wiederholte Llew angewidert. »Und was ist aus dem guten alten Abitur geworden?«

»Das ist erst nächstes Jahr«, erklärte Christopher ungeduldig. »Und überhaupt – was soll ich denn damit?«

»Zum Beispiel auf die Uni gehen?«

»Und wieso?«

»Die Arbeitswelt ist ein scheußlicher, grausamer Dschungel«, verkündete Llew in seinem schönsten walisischen Akzent. »Und eine qualifizierte Ausbildung ist sozusagen das Moskitonetz der Mittelschicht.«

Dieses wunderbare Bild gefiel ihm. Er wiederholte es zufrieden lächelnd.

»Pah«, sagte Christopher wenig beeindruckt und machte sich auf eine Diskussion gefasst, doch Llew hatte sich bereits der Tür zugewandt.

»John! Wird aber auch Zeit, du Drückeberger. Bleib nicht in der Tür stehen, Mann. Keine Gefahr: Die Trivialitäten haben wir abgehakt, wir sind schon beim ernsten Teil, beim Trinken. Was willst du haben?«

Der Mann, der nun hereinkam, besaß das, was Llew einmal mit einem winzigen Anflug von Bösartigkeit als Strickmustersaussehen bezeichnet hatte. John war breitschultrig, hatte ein kantiges Kinn und einen frischen Teint. Er wirkte auf solide Weise englisch-attraktiv, als sei er – anders als die hageren, eleganten männlichen Models unserer Tage – geschaffen worden, um eine Strickjacke richtig zur Geltung zu bringen. Sein wuscheliges Haar war strohblond und die Augen so blau wie das Meer auf einer Postkarte. Die Tatsache, dass sein Lächeln von einer schwer fassbaren Traurigkeit überschattet wurde und dass sich in seine edle Stirn und sein männliches Kinn ein paar Falten gruben, erhöhte (nach Ansicht der meisten Frauen in Maltstone) nur seine nicht unbeträchtliche Anziehungskraft. Außerdem war er ein brauchbarer Cricketspieler und ein guter Kumpel. Ein so guter Kumpel, dass seine Cricketkollegen sogar bereit waren, seinen tuntigen Public-School-Akzent zu überhören und seine Wirkung auf ihre Ehefrauen zu übersehen. Er verdiente sich seinen Lebensunterhalt, indem er Möbel restaurierte, entwarf und schreinerte. Sein Freund Llew nannte ihn mit einer Hochachtung, die fast schon an Verehrung grenzte, einen Holzkünstler. Er selbst bezeichnete sich als Tischler.

»Was hab ich verpasst?«, fragte er, nahm die Einladung zu einem kleinen Glas Cider an und rückte einen Stuhl neben den von Llew.

»Gequirlten Mist.« Llew wurde sogleich wieder schlecht gelaunt. »Ich bin so blöd gewesen, mich noch mal zum Schriftführer wählen zu lassen, fürs Erste – das wäre vielleicht nicht passiert, wenn du rechtzeitig hier aufgetaucht wärst.«

»Du bist doch der Schriftsteller«, sagte John ganz ruhig.

«Haben die Leute Picasso vielleicht gebeten, die Risse auf ihren Scheuerleisten zu überpinseln?«

John grinste über den Rand seines Glases hinweg. »Und sonst?«

»Wir haben die blöde Musik für die Tanzerei geklärt und das Freundschaftsspiel gegen Hopewell am Samstag bestätigt – wenn das Wetter mitspielt. Tja, das wär's, glaub ich. Soweit ich das beurteilen kann, interessiert sich unser ehrenwerter Kapitän momentan mehr dafür, ein hier gastierendes Fernsehteam ans Pub zu binden, als für Cricketspiele.«

»Ja, ja, damit du endlich wieder ein bisschen fröhlicher wirst, Johnny-Boy«, mischte sich Bernard, der ehrenamtliche Kapitän der Lions ein, der neben Llew am Tresen lehnte. Bernard betrieb sein Lokal, wenn es irgendwie ging, von der Gästeseite der Theke aus und betrachtete es als Vorrecht (wenn nicht als Pflicht und Schuldigkeit) des leutseligen Gastgebers, sich in die Gespräche aller einzuschalten. Er drängte sich zwischen sie und hielt seine Zigaretten zuerst John hin, der dankend abwinkte, und dann Llew, der mit schlechtem Gewissen eine herauszog. »Mein Gott«, sagte Bernard, »ich würde meinen rechten Arm geben, wenn ich noch mal so ein frischer Junggeselle wie ihr sein könnte, jetzt, wo die ganzen Häschen hier reinhoppeln.«

Genauer betrachtet war keiner der beiden mehr Junggeselle. Und sie waren auch nicht übermäßig frisch. John Hapgood war fünfunddreißig und seit fast drei Jahren Witwer, Llew Bevan vierunddreißig und geschieden. Sie wechselten einen Blick, und Llew zündete seine Zigarette an Bernards an, bevor er fragte: »Und – wo stecken sie? All die Traumfrauen?« Er schaute sich im Raum um. »Ich seh nur die üblichen Männervisagen.«

Bernards Gesicht umwölkte sich. »Was denkst du wohl, du walisischer Schlaumeier? Drüben in der verdammten Maltstone Hall. Die zahlen sich blöde für goldene Wasserhähne und Himbeeressig auf dem Salat. Ich sag dir, wenn wir die mit ihren hübschen Spesenkonten bloß ein paarmal zu uns locken könnten ...« Er seufzte voller Sehnsucht. »Dann würden die Herrin der Küche und meine Wenigkeit für Juli eine Reise nach Florida buchen.«

»Da bin ich ja mal gespannt«, sagte seine Frau, die unbemerkt vom Essraum herübergekommen war und nun neben ihrem Mann stand. »Jetzt sind wir zweiunddreißig Jahre verheiratet und weiter als bis nach Penzance bin ich nie gekommen.«

»Du würdest also gern nach Florida fahren, Sarah?«, fragte Llew. Sie überlegte kurz. »Eigentlich lieber nach Florenz. Aber ich würde überall hinfahren, solange ich dort nicht kochen muss.«

Bernard legte ihr die Hände schwer auf die Schultern. »Hast du dich schon mit den Leuten von der Druckerei in Verbindung gesetzt?«

Sarah schüttelte den Kopf.

»Verdammt, Frau. Woher sollen die wissen, wohin sie kommen sollen, wenn wir es ihnen nicht sagen?«

»Die werden den Weg schon von selbst finden. Sarahs Kochkünste sind in der ganzen Gegend berühmt«, sagte Llew und lächelte sie an.

Sein etwas schiefes Lächeln hatte immer etwas leicht Verschwörerisches, als hätten sie ein Geheimnis. Sarah lächelte freundlich zurück. »Kommst du morgen Abend, mein Herz?«, fragte sie.

»Natürlich nicht«, brummte Bernard. »Er ist drüben im Gemeindesaal. Wir können doch nicht die Cricketklubdisco ohne den Schriftführer veranstalten. Der muss drauf achten, dass alle da sind und sich schlecht benehmen.«

Sie runzelte die Stirn. »Verdammt, das habe ich völlig vergessen.«

»Und was ist mit dir, Johnno?«, fragte Bernard.

»Morgen?« John hob misstrauisch den Blick. »Weiß noch nicht. Ich will ja nicht ungesellig sein, aber ich habe jede Menge Arbeit und ...«

»Unsinn. So ein Schwof ist genau das, was du brauchst. Das bringt dich auf andere Gedanken.«

»Ein Schwof?«, wiederholte Christopher von der anderen Seite der Theke. »Mein Gott, schlimmer geht's wohl nicht! – Let's twist again, wie vor hundert Jahren ... Na ja, auf mich braucht ihr nicht zu zählen.«

»Manchmal«, sagte Llew wehmütig, »komme ich mir sehr alt vor. Sehr alt und sehr einsam in dieser modernen Welt.«

»Hör mit der Jammerei auf«, sagte Sarah. »Als Nächstes wirst du mir noch erzählen, dass du nur die Liebe einer netten Frau brauchst.«

»Ach, cariad. Wenn du mich nur ...«

»Die Liebe einer durchtriebenen Frau würde besser passen«, sagte Bernard. »Übrigens kannst du deine einsamen Pfoten von meiner Frau lassen.«

»Llew und ich haben eine Abmachung«, sagte Sarah. »Ich bin seine

Beichtmutter.«

»Und ich kämpfe gegen meinen Ödipuskomplex an«, pflichtete ihr Llew bei. »Ich komme zu eurer Disco, wenn du mit mir tanzt, Schätzchen.«

»Tja, du kriegst den letzten Walzer – wenn du Glück hast. Morgen ist hier ziemlich viel los«, sagte sie mit so fröhlicher Stimme, dass Llew sie neugierig ansah.

»Unsinn«, sagte Bernard. »Ein lausiger Vierer- und ein paar Zweiertische. So viele waren's jedenfalls noch, als ich das letzte Mal ins Reservierungsbuch geschaut hab.«

»Hab ich das denn nicht erwähnt?«, fragte Sarah mit miserabel geschauspielter Unschuldsmiene. »Ich hab heut Nachmittag in The Hall vorbeigeschaut, weil Charlie sich meinen großen Fischtopf ausleihen wollte. Obwohl ich wirklich nicht verstehe, warum Dorothy ihm keinen anständigen kauft, wo er doch so viel Lachs kochen muss ...«

»Wen interessiert der Fisch«, rief ihr Mann aus. »Du hast also in The Hall vorbeigeschaut. Und?«

»Ach, es waren ein paar Leute draußen auf der Terrasse, die haben was getrunken. Wahrscheinlich von der Fernsehgesellschaft. Ziemlich wahrscheinlich sogar, weil ich diese Candia Bingham erkannt habe.«

»Die junge Frau, die in dem Film über die Spione von Cambridge mitgespielt hat?«, rief John aus. »Die ist ganz große Klasse.«

Bernard brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen, den Blick auf Sarah geheftet. »Und?«

»Tja«, sagte sie unerträglich langsam. »Einer von denen hat mich gefragt, was ich mit so einem riesigen Fischtopf unterm Arm mache ...« Sie streckte die Finger auf der Theke aus und lächelte sie von oben herab an. »Jedenfalls kommen morgen ein paar von denen zum Abendessen. Vier, vielleicht sogar mehr. Ich hab ihnen gesagt, sie brauchen sich nicht genau festzulegen.«

»Morgen?«, jammerte Bernard aufgeregt. »Verflixt, da muss ich doch drüben beim Tanz sein.«

»Ach, wirklich? Tja, wie schade. Na ja ...« Sarah lächelte zufrieden. »Dann müssen wir wohl ohne dich auskommen, was?«

Maltstone ist zwar größer als so manch anderes Dorf, aber noch lange keine Stadt: Seine Häuser liegen wie zufällig verstreut entlang eines grünen Tals zwischen dunstigen, moorigen Hügeln. Früher einmal, vor so langer Zeit, dass sich keiner der Lebenden mehr daran erinnern kann, beherbergte die breite Hauptstraße einen Wochenmarkt voller Leben. Jetzt kann sich die Ansiedlung lediglich eines Postamts, eines Supermarkts, eines Metzgers und dreier Geschenkkläden rühmen, von denen der größte in der hübschen alten Feuerwache untergebracht ist – heutzutage sind Devon-Karamel und irische Geschirrtücher einfach wichtiger für die Wirtschaft des Ortes als Brandbekämpfungsgeräte.

Im Herzen des Ortes flankieren Steinhäuser den kastaniengesäumten Gemeindeanger. Diesen Freitag, während der goldene Nachmittag sich allmählich in einen blauen Abend verwandelt, kann man Bernard Nuttall dabei beobachten, wie er mit besorgtem Schritt immer wieder auf der kargen Rasenfläche hin und her geht. Auf der einen Seite des Rasens spiegelt sich der leuchtende Himmel ruhig in den Sprossenfenstern des Red Lion. Auf der anderen flackert und rappelt das hölzerne Giebelhaus, das als Gemeindesaal fungiert, während die Diskothekausstattung getestet wird.

Folgen Sie dem River Malt flussaufwärts bis zu den Kirchen – ein gedrungenes anglikanisches Gotteshaus aus Stein auf der einen Straßenseite, ein hohes Ziegelgebäude für die Katholiken auf der anderen Straßenseite – und gehen Sie dann um die Dorfschule herum, deren Fenster derzeit mit Sonnenblumen aus Krepppapier geschmückt sind. Biegen Sie danach beim Weidenrost scharf nach links ab, steigen Sie einen knappen Kilometer den Hügel hinan, dann erreichen Sie die Cote Green Farm.

Eindeutig dient diese Ansammlung flechtenbewachsener Steingebäude nicht mehr als Farm. Dazu ist alles zu ordentlich. Außerdem hängen hinter den Fenstern der früheren Scheune Chintzvorhänge und Topfpflanzen flankieren die Steinstufen zum ehemaligen Heuboden. Dieser Heuboden mit seinem geschmackvollen Dachfenster, dem Rauputz und dem Fachwerk ist Llew Bevans Büro.

An diesem Abend brannte in dem Büro jedoch kein Licht. Stattdessen konnte man Llews kantiges Gesicht dabei beobachten, wie es sich hinter einem der unteren Fenster beim Rasieren verzog. Das Telefon klingelte, der Rasierer glitt ab, und Llew fluchte laut, bevor er in die Küche stapfte.

»Ach, George, hallo. Nein ... nein, gut. Ich schneide mir nur gerade die Gurgel durch.«

»Mein lieber Junge.« Die Stimme von Llews Literaturagenten war genauso voll und rund wie sein Körper. Wenn man sich überhaupt eine Stimme zu einer flott gebundenen, kastanienbraun getupften Seidenfliege vorstellen konnte, dann die seine.

»Ich bin gerade beim Rasieren. Aber«, fügte Llew hinzu, »das heißt nicht, dass ich mir nicht in Bälde das Tranchiermesser an die Kehle setzen werde.«

Aus dem Telefonhörer drang ein diskretes Hüsteln, das auch gut zu einem Butler gepasst hätte. »Hat's mit einer Frau zu tun?«

»Schön wär's. Rufst du aus einem bestimmten Grund an?«

»Nur um zu fragen ...«, der Agent machte eine taktvolle Pause, »... wie die Arbeit an deinem neuen Meisterwerk vorangeht.«

Llew sah das Telefon mit finsterem Blick an. »Das habe ich letzte Woche in den Schrank für den Ausschuss verbannt. Zu seinen Brüdern.«

»Oje.«

»George, ich hab eine Schreibhemmung, die ist ungefähr so groß wie eine Skulptur von Henry Moore.«

»Sei mir nicht böse, aber das war keiner deiner gelungeneren Vergleiche.«

»Danke.«

»Kopf hoch. Das ist wie mit dem Fahrradfahren.«

»Ich glaube eigentlich nicht, dass ich das Schreiben verlernt habe.«

»Nein, nein, natürlich nicht. Wichtig ist nur, dass man sofort wieder in den Sattel steigt.«

»Das gilt doch eigentlich für Pferde, oder?«

»Sonst«, fuhr George fort, ohne ihn zu beachten, »wird man unsicher. Du musst dich an die Maschine setzen und schreiben. Jedenfalls müssen die kreativen Säfte wieder fließen.«

Llew grinste hämisch. »Soll das poetisch sein?«

George antwortete etwas sehr Unhöfliches – bei einem Literaturagenten mit Unterhaltsverpflichtungen gegenüber einer gegenwärtigen und zwei früheren Ehefrauen nur zu verzeihlich.

»Und wie wär's mit einem Brief an den Bankdirektor?«, erkundigte sich Llew. »In dem du ihm versicherst, dass deine selbstlosen Bemühungen, jeden Produzenten der Englisch sprechenden Welt zum Essen auszuführen, endlich Früchte getragen haben, dass bald Film- und Fernsehrechte hereinströmen werden, mit denen sich die Löcher in den Konten stopfen lassen?«

»Weiter so, mein Junge«, sagte George zufrieden. »Immer schön bei der Fiktion bleiben.«

Jenseits einer ordentlichen Kiesfläche mit Blumenkübeln, der ehemals schlammigen Hofffläche, steht Cote Green Barn, das jetzige Zuhause von John Hapgood. Die stilistische Ähnlichkeit im Innern von Scheune und Farmhaus lässt sich dadurch erklären, dass John für die Renovierung von beiden verantwortlich zeichnet. Zuerst hatte er sich mit Abbeizmittel und runden Stahlträgern im Farmhaus an die Arbeit gemacht. Dann hatte er es zusammen mit seiner Frau bewohnt, bis sie einem unaufmerksamen Lastwagenfahrer vor die Räder radelte. Da er es in dem Haus nicht aushielt, in dem es sie nicht mehr gab, das aber so voller Erinnerungen an sie war, hatte er all seine Kraft in den Umbau der Scheune gesteckt. Llew, der sich gerade scheiden ließ und weder willens noch fähig war, selbst die Black & Decker zu schwingen, suchte nach genau so einer Schriftstellerklause. Seitdem waren sie Nachbarn – und Freunde.

Und das, obwohl sie nur wenig gemeinsam hatten. John, der jüngste Sohn einer Börsenmaklerfamilie aus Surrey, hatte nach dem Schulabschluss eine kurze und elende Zeit in der Londoner City verbracht. Die, sagte er, wäre vielleicht erfolgreicher gewesen, wenn er wenigstens hätte addieren und substrahieren können. Nachdem er, abgesehen von anderen wenig glanzvollen Karriereversuchen, Eiskrem auf dem Brighton Pier und Hühnermist in Schottland verkauft hatte, fand er schließlich auf der Cote Green Farm bei einer Töpfersfrau Ruhe

und seine Berufung – im Holz.

Llew hingegen hatte nicht nur das Gymnasium, sondern auch das Studium an der Manchester University so schnell wie möglich abgeschlossen und dann bei einer Lokalzeitung in dieser Stadt angefangen. Als er Ende zwanzig war, hatten seine Kollegen von der ›Manchester Evening News‹ bereits Wetten darauf abgeschlossen, wann er Herausgeber einer überregionalen Tageszeitung werden würde. Doch mit einer Querköpfigkeit, die seine ebenfalls nach Höherem strebende Ehefrau fast in den Wahnsinn trieb, hatte er bei der Zeitung gekündigt, um sich als Romancier zu versuchen. Jetzt, so sagte er ziemlich hochtrabend, konnte er das, was er zu Papier brachte, zumindest ganz offen als Fiktion bezeichnen. Doch seine beiden veröffentlichten Thriller hatten ihm mehr Lob als Geld eingebracht. Sein Einkommen, so hatte er erst vor Kurzem errechnet, war etwa das eines Busfahrers, Krankheiten, Rente und Urlaubsgeld noch nicht abgezogen. Folglich besserte er seine Einkünfte, wenn nötig (und das war es ziemlich oft), mit Artikeln für die Lokalzeitung auf. Der Glaube seines Agenten an Llews zukünftigen Erfolg war unerschütterlich. Darin unterschied er sich von dessen Frau. Die Ehe war in die Brüche gegangen, und Caro lebte jetzt in London, wo sie eine bekannte Frauenzeitschrift herausbrachte.

Da alleinstehende heterosexuelle Männer über dreißig (bekanntermaßen) so selten zu finden sind wie Diamanten in einem Kohlebergwerk, konnten weder John noch Llew über einen Mangel an Freundinnen klagen. Und obwohl John unbestreitbar der Attraktivere von beiden war, gab es durchaus auch Frauen, die Llew vorzogen. Wahrscheinlich die Kurzsichtigen, dachte er. Sie waren weniger von seinen keltischen Sirupaugen, ja nicht einmal von seinem wohlgeformten Hinterteil (das in seinen besten Tagen durchaus mit Wohlwollen betrachtet worden war) hingerissen, sondern von seinem eigenwilligen Sinn für Humor. Das redete er sich zumindest ein. Doch beide hatten sie keine feste Freundin. Und auch keine lockere, wie Llew sich gern beklagte.

Llew hatte in seinen deprimierteren Phasen sogar schon gebrummelt, dass die beiden, obwohl eigentlich überhaupt nicht füreinander

geschaffen, wohl zusammen alt werden würden. John stand mit den Hühnern auf, Llew war ein Nachtmensch. John spielte Folkmusik auf der Gitarre, allein, gefühlvoll und ziemlich gut, Llew Jazzklarinette, öffentlich, laut und im Großen und Ganzen schlecht. John liebte die Gartenarbeit. Er kümmerte sich um die Töpfe und Tröge im Hof. Llew hatte außer seiner Vorliebe fürs Kochen, auf die er stolz war, nur wenig praktische Fähigkeiten. Und John stopfte das Essen mit genauso wenig Begeisterung in sich hinein, wie er seinen Wagen auftankte. Blond und dunkelhaarig; ein stoischer, zurückhaltender Angelsachse auf der einen und ein impulsiver, geselliger Waliser auf der anderen Seite; vermutlich schweißte sie die Leidenschaft für die eigene und die Bewunderung für die Arbeit des jeweils anderen zusammen.

Als Llew zu seinem Rasierspiegel zurückkehrte, sah er John in der offenen Tür seiner Werkstatt auf der anderen Seite des Hofes. Er trug gerade mit einem Tuch Wachs auf die matte Oberfläche eines Refektoriumstischs auf, den er auf einem Flohmarkt entdeckt hatte. Seine riesigen Hände streichelten das Holz wie ein Liebender, dachte Llew, übrigens nicht zum ersten Mal. Der Mann hatte sichtbar eine fast erotische Freude an seiner Arbeit. Schade, dachte Llew, dass es keine Frau in Johns Leben gab, die ein wenig von dieser liebevollen Fürsorge abbekam. Übrigens auch nicht zum ersten Mal.

»Könnte nicht Llew dich hinbringen?«, fragte John, ohne den Blick von der Arbeit zu heben. Er sprach mit Christopher Nuttall, der in Jeans und gefährlich schwarzer Sonnenbrille im hinteren Teil der Werkstatt kaugummikauend an einer Bank lehnte.

»Jazz Club«, antwortete Christopher angewidert. »Behauptet er. Dad kann nicht weg aus dem Pub. Und am Samstagabend fahren die verdammten Busse nicht.«

John rieb das Wachs weiter ins Holz, blies ein bisschen Sägemehl weg, zog die Maserung des Holzes mit vorsichtigen, aber doch kräftigen Bewegungen nach. »Warum musst du denn unbedingt nach Ebcaster?«

»Das hab ich dir doch schon gesagt. Der Typ von Radio Dales schmeißt 'ne Party in Onkel Ernies Pub.«

»Du bist noch nicht volljährig«, sagte John sanft lächelnd, als das Holz unter seinen Händen allmählich einen goldenen Schimmer annahm.

»Aber in Dads Lokal arbeite ich doch auch, oder?«, sagte Christopher verzweifelt. »Wenns dich beruhigt, trink ich eben nur Cola. Hier geht's ums Geschäft, verstehst du? Das ist die Chance für mich, einen von den Typen kennenzulernen, mit denen zu quatschen. Vielleicht lassen sie mich ja die Woche ein bisschen bei ihnen reinschauen. Onkel Ernie meint, dass die 'ne ganze Menge Studenten nehmen. Klar, ist bloß der lokale Radiosender«, fügte er cool, aber wenig überzeugend hinzu, »aber irgendwo muss man ja mal anfangen. Es ist wirklich wichtig, John. Soll ich dir helfen?«

»Nicht so«, sagte John entsetzt, als der Junge einen Lappen in die Hand nahm und zu rubbeln begann. »Du musst den Glanz rauslocken.«

»Das hast du mir oft genug gezeigt«, murmelte Christopher. Doch dann spuckte er den Kaugummi aus und legte die Sonnenbrille ab, rollte die Ärmel seines Sweatshirts hoch und passte seine Bewegungen denen von John an.

John sah ihm eine Weile zu. »So ist's schon besser.« Dann streckte er sich gähnend. »Chris, ich würde dir wirklich gern helfen, aber ich hab so viel zu tun. Ein paar Stühle, eine Gartenbank, und deine Mutter wartet schon seit Ewigkeiten auf ihr Bücherregal ...«

»Dann macht's ihr auch nichts aus, noch ein bisschen länger zu warten.«

»Und außerdem«, fuhr John mit fester Stimme fort, »kann ich heute Abend nicht mal mehr den Tisch hier fertig machen, weil ich mich verpflichtet fühle, wenigstens kurz bei der Tanzveranstaltung vorbeizuschauen.«

»Weißt du was?«, fragte Christopher verschlagen. »Lass mich doch das hier für dich fertig machen, dann kannst du zum Faltenballett. Schau, Llew wartet schon auf dich.«

»Nun ...«, sagte John.

»Und morgen fährst du mich in die Stadt, abgemacht?«

In dem Augenblick drang Llews Stimme über den Hof herüber und fragte, ob sie nun zu dieser verdammten Tanzerei gehen würden oder nicht. Und wenn ja, wer fahren würde.

»Wir können doch zu Fuß gehen, oder?«, brüllte John zurück.

»Ich hasse Gesundheitsfanatiker«, rief Llew.

»Gib mir zehn Minuten. Ich muss noch schnell duschen.«

»Abgemacht?«, wiederholte Christopher voller Hoffnung.

»Was?« John zögerte. Christopher, der den Blick gerade vom Tischbein hob, sah plötzlich sehr jung aus. Gierig wie ein Jungvogel, der einen Wurm entdeckt hat. »Na schön. Schieb den Riegel vor, wenn du fertig bist. Und ich will, dass der Tisch glänzt wie ein Spiegel, wenn ich zurückkomme.« Er wischte sich die Hände an der Hose ab, während er hinüber zu seiner Küchentür ging. »Bin gleich da, Llew.«

»Mein Name ist Aschenputtel«, sagte Christopher fröhlich, als die beiden Männer wenig später in einer Shampoo- und Rasierwasserduftwolke vom Hof schlenderten. »Dass ihr mir keine Sekunde nach Mitternacht nach Hause kommt. Und hoffentlich ist noch Bier im Kühlschrank.«